

## Ueber den Ursprung und die Entwicklung der scholastischen Lehrmethode.

Von Dr. Jos. Ant. Endres.

Die Vorstellung und der Gedanke bilden nicht nur den inneren Gehalt des sprachlichen Ausdruckes, sie sind es auch, die von Anfang an auf die Wortbildungen in ihrer Eigenthümlichkeit bestimmend wirkten. Und was von dem sprachlichen Ausdruck im Allgemeinen, Aehnliches gilt in vielen philosophischen Lehrrichtungen von der ganzen Darstellung. In ihrer Terminologie, Methode und ganzen Form prägt sich nicht selten ein vorherrschendes und auf die ganze Speculation besonders einflussreiches Moment in merkbaren Zügen ab. Oder ist es etwas Zufälliges, dass sich beim Beginn des abendländischen Philosophirens, als eben erst die freiere Macht der Phantasie dichtend sich die Welt zu erklären versucht hatte, nun auch der forschende Geist in seinen schüchternen, halb dichtenden halb denkenden Versuchen noch der poetischen Form bediente, um darein seine Gedanken zu kleiden? Es ist keineswegs zufällig, wenn Xenophanes, der Dichter und Rhapsode, dessen gewiegter Geist durch die Werke eines Homer und Hesiod zum Philosophiren herausgefordert wurde, seine philosophischen Anschauungen in der Form eines Lehrgedichtes niederlegte, und auch das schon fortgeschrittenere Denken seines Schülers Parmenides diese Form beibehielt. Wie innig bei Sokrates und Plato dort die volksthümliche, hier die künstlerisch vollendete Art des Dialogs mit dem Inhalte ihrer Lehre und ihrer ganzen Geistesrichtung zusammenhing, darüber sind die geistreichsten Erörterungen gepflogen worden.

Aber auch aus der Geschichte der neueren Philosophie lässt sich klar genug darthun, wie innig die Beziehungen zwischen Inhalt und Form der Philosophie stets gewesen sind. Hier verlässt

die Philosophie die Hörsäle der Schule, auf welche sie Jahrhunderte lang beschränkt war; sie bricht aber nicht nur mit den Anschauungen der alten Schule, sondern streift auch die ihr gemässe, nach ihr benannte Methode ab. Und um nur noch Eines zu erwähnen, so ist es ganz bezeichnend, wenn in der einen vorherrschend rationalistischen Hauptrichtung der neueren Philosophie, deren hervorragendes Merkmal nicht nur das eifrige Studium der Mathematik, sondern auch eine bis zur Ueberschätzung fortschreitende Würdigung derselben für die Philosophie bildet, der Versuch gemacht wird, ein ganzes philosophisches System „more geometrico“ zu demonstrieren.

Auch die mittelalterliche, scholastische Methode nun ist nicht etwas rein äusserlich zu der scholastischen Lehre Hinzugekommenes und zufällig Aufgenommenes; sie hat sich in innigem Zusammenhange mit der allmählichen Entwicklung des scholastischen Lehrinhaltes selbst herausgestellt, ist das unmittelbare, naturgemässe Ergebniss der wissenschaftlichen Aufgabe, welche sich das Mittelalter gestellt sah. Dem Erweise dessen diene diese Studie.

In der Periode der Väter war man zu einer zusammenfassenden und zwar wissenschaftlichen Darstellung der christlichen Lehre im Allgemeinen nicht gekommen. Diese Aufgabe harrte des Mittelalters. Aus der unübersehbaren patristischen Litteratur die allgemeine und sichere Glaubensnorm zu ziehen und in geschlossener systematischer Einheit zusammenzuordnen, das dem Gebiete der Vernunft Zugehörige mit der Vernunft zu durchdringen, aber auch den geoffenbarten Glaubensinhalt auf vernunftgemässer Grundlage aufzubauen und dem menschlichen Geiste möglichst klar zu legen, mit einem Worte: aus dem christlichen Bewusstsein und zwar an der Hand der Väter die Summe zu ziehen, dies sah das systematisirende Mittelalter als seine Aufgabe an. Daraus ergibt sich eines der Hauptmerkmale der scholastischen Methode, das fortwährende Zurückgreifen auf die Auctoritäten.

Die ersten Anfänge nun, auf welche die durchaus continuirliche Entwicklung der scholastischen Methode zurückweist, liegen weit hinter dem Zeitpunkte, in welchem überhaupt von einer Scholastik die Rede sein kann. Wir dürfen als solche betrachten eine Sentenzensammlung, welche gewöhnlich als „*liber sententiarum Prosperi*“ aufgeführt wird.<sup>1)</sup> Es sind dies ungefähr dreihundert bis vier-

<sup>1)</sup> Migne, Series lat. t. 54. p. 1859 ss.

hundert Sentenzen, zusammengestellt aus den Werken des Aquitaniers Prosper und des hl. Augustinus, ohne irgend welche bemerkbare Ordnung und ohne dass der Compiler etwas Weiteres dabei geleistet hätte, als den jedesmaligen Betreff des Excerptes anzugeben. Bemerkenswerth ist, dass unter jedem Titel nur eine Sentenz angeführt wird und dass diese selbst, zum grössten Theile wenigstens, nur einer Auctorität entnommen sind. Aus dem 7. Jahrhundert sind neben dem wenig bekannt gewordenen „liber sententiarum“ des Spaniers Tajus von grosser Bedeutung die „tres libri sententiarum“ des Isidor Hispalensis.<sup>1)</sup> Der Fortschritt, welchen dieses Werk gegenüber den Sentenzen Prospers aufweist, liegt in der planmässigen Gliederung des Stoffes in drei Bücher, in dem Bestreben, das in einem Titel angekündigte Thema in grösserer Ausführlichkeit zu behandeln, weshalb hier unter einem Titel mehrere Sentenzen zu stehen kommen, sowie in der Berücksichtigung mehrerer Auctoritäten; — von einer selbtsändigen, eigentlich schriftstellerischen Leistung kann auch hier noch nicht die Rede sein.

Dieses Werk nun scheint das Vorbild geblieben zu sein für alle ähnlichen Erzeugnisse bis zum Beginne des 12. Jahrhunderts. Wie weit sich in denselben bis dahin das schriftstellerische Talent der einzelnen Verfasser zur Geltung brachte, ist für das vorliegende Thema von geringem Belange. Wichtiger dagegen ist, dass an der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts eben diese Compilationswerke zu einer neuen Methode führten.

Die im Universalienstreite geübte Dialektik schuf sich ein neues fruchtbareres Feld ihrer Bethätigung, auf das die Sentenzen selbst mit einer gewissen Nothwendigkeit hinlenkten. Der Widerspruch der Meinungen, welcher in jene Sentenzenbücher oft schon durch die Aufnahme mehrerer Stellen desselben Auctors und noch viel mehr durch Stellen verschiedener Auctoren kommen musste, war es, welcher die neue Methode vollends hervorrief und in ihrem zweiten Hauptmerkmale bestimmte. Dieses stellt sich uns dar in dem augenscheinlichen Zwecke jenes Verfahrens, gerade vom Gegensatze scheinbar oder thatsächlich sich widersprechender Meinungen aus durch die Lösung der Widersprüche zu einem einheitlichen und systematischen Lehrinhalte vorzudringen.

<sup>1)</sup> Migne, Ser. lat. t. 83. p. 538 ss.

Derjenige nun, welcher das Princip dieser neuen Methode ganz entschieden aussprach und infolge seines grossen Einflusses auf seine Zeit in Philosophie und Theologie zur Herrschaft brachte, war der überhaupt im Beginne des 12. Jahrhunderts anregendste Geist, Abälard. Und zwar ist als Ausgangspunkt der scholastischen Lehrform gerade jenes Werk zu betrachten, das seinen Verfasser in den Ruf des Skepticismus brachte, nämlich sein „Sic et Non“<sup>1)</sup>.

Das eigenthümliche Verfahren Abälards in dieser Schrift liegt darin, dass er über jeden Punkt lediglich eine Reihe bejahender, ihnen gegenüber aber ebenso eine Reihe verneinender Sentenzen kirchlicher Schriftsteller anführte. Dass er mit diesem Verfahren eine skeptische Tendenz im Auge gehabt haben soll, ist ein unbegründetes Vorurtheil, für welches bei näherem Zusehen jede Stütze schwindet.<sup>2)</sup> Dieses Werk wurde im Mittelalter für nichts Anderes angesehen als alle übrigen Sentenzensammlungen und gleich ihnen „Sententiae ex divinis scripturis collectae“ oder „Compilatio sententiarum“ überschrieben, während es Abälard selbst allerdings, wie das Explicit des Prologs besagt, „pro contrarietate sententiarum“ Sic et Non nannte. Aber der nämliche Prolog belehrt uns über die Richtung und den Zweck der Schrift in ganz unzweideutiger Weise. „Placet diversa sanctorum patrum dicta colligere“, sagt Abälard, „aliquam ex dissonantia, quam habere videntur, quaestionem contrahentia, quae teneros lectores ad maximum inquirendae veritatis exercitium provocent et acutiores ex inquisitione reddant“<sup>3)</sup>; er sagt dies, nachdem er bereits bestimmte Regeln angeführt hat, nach welchen bei der dem Leser überlassenen Lösung der Widersprüche zu verfahren sei. — Wo der positive Zweck eines Werkes mit solcher Klarheit ausgesprochen ist, da kann an eine skeptische Tendenz nicht mehr gedacht werden.

„Die Abälard'sche Methode wurde die Grundlage für die Art und Weise der Quästionen und Disputationen der späteren Epoche

<sup>1)</sup> Migne, Ser. lat. t. 178. p. 1339 ss.

<sup>2)</sup> Vergl. Denifle, „die Sentenzen Abälards und die Bearbeitungen seiner Theologia vor Mitte des 12. Jahrhunderts“ in: Denifle und Ehrle, Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. I. S. 618 ff.

Die verdienstvollen Studien Denifle's führen zu der hier vertretenen Auffassung des Entwicklungsganges der scholastischen Lehrmethode. Vermuthlich steht von ihm selbst noch eine in gewohnter Weise gründliche und genaue Darlegung des ganzen Sachverhaltes zu erwarten. (Vergl. Archiv I. S. 588 Anm. 4.)

<sup>3)</sup> Migne l. c. p. 1349.

auf theologischem, philosophischem, canonistischem und civilrechtlichem Gebiete<sup>1)</sup> in ihr liegen die Wurzeln für die eigenthümliche Ausgestaltung aller nunmehr und im 13. Jahrhundert sich entwickelnden Summen irgend welcher Art.

Von jetzt an kann aber im eigentlichen Sinne erst von einer scholastischen Methode die Rede sein; denn erst jetzt und zwar eben unter dem Einflusse jener Methode, welche eine ungemeine Zugkraft auf Lehrer und Schüler verschiedener Länder ausübte, begannen sich in Paris und Bologna bleibende und dauernde Schulen zu bilden<sup>2)</sup>, aus denen ein Jahrhundert später die Universitäten hervorgingen.

Dies möge genügen über den Ursprung und die erste Gestalt der scholastischen Methode.

So anregend nun das Verfahren Abälards sein mochte, so musste doch der Mangel jeglicher Angabe eines damit erzielten Resultates in dem Abälard'schen Werke allzusehr empfunden werden, als dass man bei seinem Verhalten hätte stehen bleiben können. Er hatte erst einzelne Winke gegeben, um die Meinungsverschiedenheiten der Auctoritäten zu versöhnen, bei ihm selbst lag ein solcher Versuch eines Ausgleiches noch nicht vor. Daran machte sich nun auf Jahrhunderte hinaus die Folgezeit in all' den bezeichneten Disciplinen. Schon Gratian, welcher sein berühmtes Decret ungefähr um die Todeszeit Abälards abfasste, und welcher sich insofern ganz an diesen anschliesst, als auch er gewisse Regeln zur Lösung der Widersprüche an die Spitze stellt, nannte nicht nur sein Werk bezeichnend genug „Concordia discordantium canonum“, sondern er liess in der That schon seine eigene vermittelnde Meinung den sich widersprechenden folgen. Ein ähnliches Verfahren weisen auf die Werke eines Robertus Pullus, Petrus Lombardus, Robertus Meledunensis und Anderer. Die Summe des zuletzt genannten namentlich, welche nicht nur den bisher gedruckten Proben zufolge, sondern nach dem ausdrücklichen Zeugnisse derer, welche genauere Einsicht in die Handschriften nahmen, von der grössten Bedeutung für die Ausgestaltung der Summen im 13. Jahrhundert gewesen sein muss, gibt ein sprechendes Zeugniß für die continuirliche Entwicklung der Methode seit Abälard. Auch sie enthält noch Behelfe zur

<sup>1)</sup> Denifle, Archiv I. S. 620.

<sup>2)</sup> Denifle, Geschichte der Universitäten I. S. 45.

Lösung der contrarietates, versucht aber bereits gleich den übrigen Werken ähnlicher Richtung aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine einheitliche Lösung selbst anzuführen.<sup>1)</sup>

Abgesehen von unwesentlichen Eigenthümlichkeiten einzelner Schriftsteller änderte sich nunmehr in der Ausgestaltung der Sentenzen- und Summenwerke nur mehr das Eine, dass die bisher in einem Prologe zusammengefassten Erklärungsgründe für die Meinungsverschiedenheit der Auctoritäten und die Behelfe zu deren Lösung als „Responsio ad argumenta“ in der Regel speciell für jede einzelne mit der conclusio in Widerspruch stehende Sentenz unmittelbar an die conclusio angereiht wurden.

So ergab sich aus dem wissenschaftlichen Entwicklungsgang der Scholastik selbst eine derselben eigenthümliche Methode, welche nicht nur in den Summen, sondern theilweise selbst in den Commentaren, besonders aber den Quaestiones disputatae und Quodlibeta zur Anwendung kam und deren allgemeine und wesentliche Eigenschaften in Folgendem beruhen: Der Fragepunkt wird genau formulirt, an die Spitze eines Artikels gestellt und durch Gründe und Gegengründe, welche theils Auctoritäten entnommen sind, theils vom Schriftsteller selbst stammen, nach den mannigfachsten Seiten beleuchtet und entwickelt. Hieran schliesst sich der eigentliche Kern des Artikels, die syllogistisch begründete Lösung, von der aus noch ein, sei es erklärender oder widerlegender Rückblick (Responsio ad argumenta) auf die der gegebenen Lösung widersprechenden Sentenzen den Artikel zu einem einheitlich geschlossenen Ganzen abrundet.

Die bisherige Ausführung dürfte für so Manchen, der sich in der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie umgesehen, einiges Befremdende haben. Ist es denn nicht Aristoteles, dürfte so Mancher allen Ernstes fragen, welcher für die Scholastik in dieser ihrer Methode maassgebend war? In der That ist dies eine allgemeine Annahme, und man ist um so mehr versucht, auch die Methode der Scholastik auf Rechnung des Aristoteles zu schreiben, da sie dem Inhalte ihrer Philosophie nach, wie nicht geleugnet werden kann, in wesentlicher Abhängigkeit von ihm steht. Um nur ein

---

<sup>1)</sup> Denifle, Archiv I. S. 618. Denifle weiss (I. S. 620. Anm. 3) noch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts eine einschlägige Schrift zu nennen, in welcher die einzelnen Fragen mit Sic et Non beantwortet werden.

paar Zeugnisse für diese Annahme anzuführen, so macht Zeller in seiner „Philosophie der Griechen“ gelegentlich der aristotelischen Aporien die Bemerkung, dass sie den Scholastikern als Vorbild der *disputatio pro et contra* dienten<sup>1)</sup>. „Die scholastischen Lehrer,“ bemerkt ferner Schneid<sup>2)</sup>, „kennen nicht bloss die Vorzüge der aristotelischen Methode gut, sie folgen derselben auch. Wie die ganze Speculation durch die Aufnahme der aristotelischen Philosophie eine ganz andere wird, so auch die Methode. . . Vom 13. Jahrhundert angefangen wird die wissenschaftliche Behandlungsweise aristotelisch.“

Dass nun die umfassendere Kenntniss der Werke des Aristoteles, welche im 13. Jahrhundert allmählich möglich wurde, auf die in ihren Grundzügen bereits fertige Methode der Scholastik thatsächlich noch einen Einfluss ausübte, dass namentlich das Beispiel seiner Aporien, seine „Rücksichtnahme auf die wissenschaftliche Tradition, die Einwürfe der Gegner und deren Bedenken“, aber noch viel mehr das sachliche Eindringen in seine Speculation dazu beitrugen, dieselbe fruchtbarer zu verwerthen und den Gegenstand mit grösserer systematischer Sicherheit zu erörtern, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber die ursprüngliche Entwicklung und die wesentliche Ausgestaltung der Methode lässt sich auf Aristoteles nicht zurückführen. Es ist zwar richtig, gerade Abälard, dessen Bedeutung für ihre Ausbildung wir kennen, verweist an eben jener Stelle, wo er sein eigenthümliches Verfahren inauguriert, zu dessen Rechtfertigung auf den Schluss des 7. Kapitels der Kategorien des Aristoteles, wo es heisst: *ἴσως δὲ χαλεπὸν ὑπὲρ τῶν τοιούτων σφοδρῶς ἀποφαινεσθαι, μὴ πολλάκις ἐπισκεμμένον· τὸ μέντοι διεπορημέναι ἐφ' ἐκάστον αὐτῶν οὐκ ἀρρησιόν ἐστιν*<sup>3)</sup> und er fügt hinzu: „*dubitando enim ad inquisitionem venimus, inquirendo veritatem percipimus.*“ Allein kann deshalb angenommen werden, dass Abälard durch Aristoteles zu seiner Methode gebracht wurde? Sicher nicht. Nicht eine einzelne Stelle des Aristoteles, ja überhaupt keine von den bis zu dem Ende des 12. Jahrhunderts allein bekannten Schriften desselben konnten zu jener Methode Anlass gegeben haben. Ein Einfluss des Aristoteles auf den Ursprung derselben wäre nur von dem in seinen Aporien eingehaltenen Verfahren herzuleiten. Und darauf

<sup>1)</sup> II, 2. (3. Aufl.) S. 244.

<sup>2)</sup> Aristoteles in der Scholastik. Eichstätt, 1875. S. 51.

<sup>3)</sup> Arist. Categ. 8 b 21 s. ed. Bekker.

wird er auch von Allen zurückgeführt, welche an einen derartigen Einfluss denken. Allein die erste Summe, welche mit den aristotelischen Aporien vertraut sein konnte, war jene des Simon von Tournay am Ende des 12. Jahrhunderts, in einer Zeit, wo die scholastische Methode bereits bestand und in Uebung war.

Wenn daher bedeutende Scholastiker des 13. Jahrhunderts das Berechtigte ihrer Methode mit der Auctorität des Aristoteles zu stützen suchen, so darf das nicht, wie man von der hier bekämpften irrigen Meinung aus zu thun versucht ist, so verstanden werden, als wollten sie damit auf den Urheber ihrer Methode hinweisen, sondern es ist vielmehr lediglich als nachträgliche Rechtfertigung derselben durch das Urtheil und die Uebung des Philosophen zu betrachten.

Die scholastische Methode ist also, das wollte in diesen Zeilen erwiesen werden, ein Product der Scholastik selbst; sie ist trotz ihrer grossen Aehnlichkeit mit dem bekannten Verfahren des Aristoteles in seinen Aporien in ihrem Ursprung und ihrer ersten Entwicklung nicht auf dessen Einfluss zurückzuführen.

Der Werth derselben war, so lange sie nicht die Form für dialektische Spitzfindigkeiten bildete, für das Mittelalter ein thatsächlich grosser. Das Princip, von dem sie ausgeht, nämlich auf der Grundlage der von der Vergangenheit geführten Untersuchung weiter zu bauen, wird für jede wissenschaftliche Forschung von dauerndem Werthe sein unter der in der Scholastik allerdings vielfach mangelnden Voraussetzung, dass eine umsichtige Kritik nur das wirklich Werthvolle und die eigentlichen Resultate der Vergangenheit festhält.